

Hans Wollschläger

In diesen
geistfernen Zeiten

*Reden und Glossen
zur Zeit*

Wallstein

Hans Wollschläger
In diesen geistfernen Zeiten

Hans Wollschläger
Schriften
in Einzelausgaben

Hans Wollschläger
In diesen
geistfernen Zeiten
*Reden und Glossen
zur Zeit*

Herausgegeben von
Thomas Körber



WALLSTEIN VERLAG

Bibliografische Information Der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Erste Auflage 2021

© Wallstein Verlag, Göttingen 2021

www.wallstein-verlag.de

Vom Verlag gesetzt aus der Stempel Garamond

ISBN (Print) 978-3-8353-3964-4

ISBN (E-Book, pdf) 978-3-8353-4688-8

ISBN (E-Book, epub) 978-3-8353-4689-5

Inhalt

In diesen geistfernen Zeiten

Allegro con brio

7

Alle Jahre wieder

Scherzo

31

Et in aeternum

Andante lamentoso

51

Neujahrswunsch

Finale

69

»Verschränkter Ahnen- und Enkeldienst« –
Vom Gelächter in der Geschichte

85

Gerüste

Einige unordentliche Notizen zu Aufbau und Zerstörung

123

Sachen von Gestern und Morgen

Handschriftliche SUDELBÜCHER (1986 bis 4.3.2007)

147

Nachbemerkung

311

Nachweise

313

Personenregister zu den Sudelbüchern

317

In diesen geistfernen Zeiten

Allegro con brio.

*Angelegentliche Rede zur Verleihung
eines Literaturpreises*

– und das Zitat liegt mir wahrhaftig nicht nur darum nahe, weil ich gestern hier in München aus und über Karl Kraus gelesen habe, – in diesen geistfernen Zeiten für eine Geistes-Arbeit öffentlich geehrt zu werden, hat gerade in der Freude, die es weckt, etwas Irritierendes. Denn es stört die Geschlossenheit der Anschauung einer Welt, die unsereinen sonst ja nur störend umgibt und ganz und gar nicht ehrend; es verzerrt das Bild einer Gesellschaft, die zu unserem Leben sonst kaum anderes beiträgt als Anlässe, den Weltlauf zum Davonlaufen zu finden; es könnte sich der mißtrauischen Betrachtung am Ende als der Versuch dieser Gesellschaft darstellen, den Regelbefund zu durchbrechen und durch eine bestechende Ausnahme für sich einzunehmen. Gerade in der Freude, die es weckt und für die Ihnen zu danken ich hier stehe – irritiert, beunruhigt, durchaus verlegen: – ich kann sie, diese Freude, nicht so nüchtern und gedankenlos hinnehmen, wie ich's, in diesen geistfernen Zeiten, sollte und wollte, und sie wäre es vor allem, die ich, wo ich Ihnen danken soll und will, mit Ihnen kritisch zu bedenken hätte. Denn sie macht mir zu schaffen; sie macht mir, der Leben und Arbeit in aller Gelassenheit darauf eingerichtet hat, ohne externen Beifall auszukommen, schwer zu schaffen – in einem Sinn, der über den Widersinn der mir zugewendeten Ehre hinausreicht. Sie, die bloße Ehre, mit Verdis Falstaff für »nichts als zwei Silben« zu halten, brächte ich

durchaus fertig, und vor dem Ambivalenzverlust gegenüber dem Vielberedetsein in der Presse bewahrt mich mühelos der Grundsatz, den Gustav Mahler in die klösterliche Regel gefaßt hat: wir dürften uns nicht über das Lob von Leuten freuen, deren Tadel wir gering achteten. Und das tun wir ja: er ist fürs Persönliche, für die Nerven, bloß eine anerkannte Belästigung und für die Arbeit ohne Wert; was immer Kritiker von dieser Arbeit verstehen mögen, fraglos verstehen sie ja weniger davon als wir, weil sie's sonst selber machen würden; man kann nichts davon lernen – und muß sie in aller Ruhe der Aufgabe überlassen, wenn sie denn schon über uns reden wollen, zu anderen über uns zu reden, und den Aberglauben, daß die Gesellschaft an unseren Kunstwerken produktiv mitwirke, ebenso ruhig den Soziologen. Was also irritiert mich an meiner Freude? Ich müßte kritisch mit Ihnen bedenken, ob es die Ohnmacht ist, mit der ich mich dem Brauch füge, dem Gelobten das Lob so direkt hinter die Ohren zu schreiben, ein Vorgang, auf den ja kaum anders als stumm und stillhaltend zu antworten ist. Denn wo so lobend und labend über einen gesprochen wird, ist das Zurücksprechen schwierig: man könnte, wenn's nach den bürgerlichen Benehmensregeln ginge, eigentlich nur abwehren: alles halb so wild, oder, ging's nach der Ehrlichkeit, zustimmen – und erklären, wie das alles völlig richtig sei, wie wichtig man sich selber finde, wie gleichso angetan man von sich selber sei (und wir wollen uns doch rasch einig werden, daß vor der eigenen, inneren Zensur-Instanz wirklich nur die Lumpe bescheiden sind), wie – ganz im Ernst nun – *ernst* man sich selber nimmt. Beides wäre, als Dank, sehr wenig geeignet. Was irritiert mich? Ich

müßte mit Ihnen die schwierige Frage bedenken, mit welchem Recht ich's annehme, in der Regel dieser Gesellschaft, in der dem Künstler nichts geschenkt wird, die Ausnahme zu sein; – aber auch das deckt nicht den Rest. Ich muß am Ende die ganze Ehre, die mir durch Sie zuteil wird, doch auf sich beruhen lassen, stumm und stillhaltend, und kann die Pflicht, die mir durch sie zuteil wird: zu Ihnen zu sprechen, sinnvoll nur auf die Andere Seite meiner Freude und meines Danks beziehen – jene andere Seite, die man »auch« hören soll und die, wie es dann manchmal kommt, die wichtigere ist.

Sprechen wir also – in diesen geisternen Zeiten, in denen dem Künstler nichts geschenkt wird – vom *Geld*. Nun hat kürzlich erst Hanns Grössel aus dem gleichen Anlaß einer Preisverleihung auf die Situation der Literaturübersetzer hingewiesen und sie konfrontiert mit dem Rang der Aufgabe, die ihnen zugewiesen ist: der »Öffnung der literarischen Grenzen«. Er hat die Situation »skandalös« genannt und dargelegt, wie sie sich aufs Große Ganze des Bildungsbefunds auswirke: als stufenweise Annäherung nämlich an einen »Zustand der literarischen Provinz«. Nun kann man den Kenntnisstand unseres Volks der Dichter und Denker ja sicher gar nicht gering genug einschätzen; aber selbst im Bewußtsein der kleinen Kreise, in denen noch gelesen wird, jener auch, in denen geschrieben wird, nimmt die Gegenwärtigkeit dessen, was Goethe als erster »Weltliteratur« nannte, immerzu ab. Das gehört nun allerdings exakt zum Lauf der Welt, und für das Ärgernis, das unsereins daran nimmt, ist im Gesetz kein Paragraph vorgesehen. Auch

handelt eine Gesellschaft, deren Lebensstandard ihren Geistesstandard so glücklich überflügelt hat, ja doch, wenn sie sich vom Leibe hält, was andernorts über Leben und Geist gedacht wird, in berechtigter Notwehr: man muß da viel Verständnis haben. Die Literaturübersetzer, bei denen das alles umgekehrt ist, nehmen sich da fast abartig aus, und wenn sie klagen über ihre Situation, stehen sie imgrunde, gegen soviel kommunes Einvernehmen, bloß als Sonderlinge da, die mit ihrer Schrulligkeit verdientes Pech gehabt haben. Ihre Situation, die skandalöse, die zum Skandal nicht taugt: sie ist in diesen geistfernen Zeiten natürlich wirtschaftlicher Natur. Hanns Grössel hat einige Zahlen genannt; und da man, nach Stendhal, eine Wahrheit gar nicht oft genug wiederholen kann, damit sie durchdringe, wiederhole ich sie Ihnen hier, ja ich mache sie, aus dem reichen Schatz meiner Erfahrungen, noch ein bißchen garstiger. Das durchschnittliche Honorar für Literaturübersetzungen beträgt heute 15,- DM pro Seite, und Sie können das leicht auf einen Stundenlohn umrechnen: bei mir (und den meisten anderen) macht eine Seite, bis sie ganz fertig ist, gut 2 Stunden Arbeit. Also 7,50 brutto – für eine Leistung, deren Facharbeitscharakter ja in der Regel unbestritten ist; das wären, also, bei der berühmten 40-Stunden-Woche 1200,- DM brutto im Monat. Ich sagte ›wären‹, denn *wir* haben zwangsläufig eine 80-Stunden-Woche – und kommen trotzdem nicht aufs Doppelte, da ein Teil der Zeit ja dafür weggeht, daß wir Information aufnehmen müssen, lesen müssen, schlicht ›lernen‹, um dem riesigen Fachgebiet gewachsen zu bleiben (und wenn wir so verschroben sind, auch darüberhinaus noch, auf anderen Gebieten, Kenntnisse

erwerben und erweitern zu wollen, geht weiteres vom Verdienst ab). Ich sag's konkret: ich habe im letzten Jahr, wo ich pausenlos tätig und verschroben war, exakt 19.214, – DM brutto verdient; so leben wir alle Tage; genug. Betrachten wir dafür – ich habe da vor einer Weile das eindrucksvolle Erlebnis gehabt, wie ein Vertreter der Ärzteschaft auf dem Bildschirm erschien und mitteilte, seine Berufsgruppe gedanke im laufenden Jahr entgegenkommenderweise bloß 9 % mehr zu nehmen (– also nichts gegen die Ärzteschaft, es sei denn den Wunsch, sie möchte auch ein bißchen kenntnisreicher und auch verschrobener werden) –, betrachten wir dafür noch einen historischen Aspekt: um wieviel sind die Honorare der Übersetzer in letzter Zeit gestiegen? Ich schöpfe die Zahl aus 15 Jahren einschlägiger Tätigkeit: es waren in 15 Jahren insgesamt knapp 25 % – und darin wäre noch der Hereinbruch der Mehrwertsteuer zu berücksichtigen: da das Kombinat aus unserm Kopf und unserer Schreibmaschine wenigstens nach Auffassung des Finanzamts mehr Werte schafft, indem sie nämlich aus weißem Papier Prosa macht, werden wir entsprechend zur Kasse gebeten. Und um wieviel unsere Honorare im laufenden Jahr steigen werden, kann ich ebenfalls exakt angeben: um 0 %. Es ist ein schrulliger Beruf, den wir da ausüben, ein Beruf, an dem das Pech klebt wie Pech: – wieso kleben *wir* daran? Wie kommt es, daß der Qualitätsstand des Übersetzens doch noch jenen Tiefpunkt nicht erreicht hat, den die wirtschaftlichen Bedingungen eigentlich erzwingen? Er ist von seinen Höhepunkten freilich schon herunter, und so mögen Sie immerhin den Schatten einer Antwort daraus ablesen, daß Übersetzer *diese* Misere immer noch eher

beklagen als ihre wirtschaftliche, deren Folge sie ist: wir *können* gar nicht so gut mehr arbeiten, wie wir könnten; ja wir müßten eigentlich schon längst viel schlechter arbeiten, als wir's immer noch tun. Arno Schmidt hat einmal bei Cooper darauf hingewiesen, anläßlich der Sauerländerischen Ausgabe, wie da derartige Schnitzer zu gewärtigen seien, daß man darin fast schon einen Racheakt der Übersetzer vermuten müsse. Ach, es waren wohl gar keine Racheakte; es waren – und sind – nur Folgen der gehetzten Erschöpfung; und dagegen gibt's außer mehr Geld – als Antidot bloß den Kritiker Günter Blöcker, der unlängst den Trost ausgab, mißratene Übersetzungen hätten noch nie den Siegeszug eines Werks aufhalten können. Halten wir uns damit nicht auf; bleiben wir bei jenem Teil der Misere, der über die Privatwirtschaft der Übersetzer hinausgeht: wieviel Qualität, die nicht ist, könnte sein! Denn das ahnen offenbar nur ganz wenige: welcher Aufwand des Abwägens auf eine Literaturübersetzung zu wenden ist, auf den Sinntransport nicht nur, auf die Erhaltung aller Schattierungen des originalen Worts, auf die Nachbildung der Stileigenheiten und ihres Abweichens vom Normgebrauch, sondern auch – und da beginnt die Arbeit, die das bloß Prosaische erst zur Prosa werden läßt – auf die Harmonie von Satz und Absatz, auf Duktus, Farben und aesthetische Stimmigkeit: das alles kann man nur ganz selten noch voll einsetzen (und Sie mögen am ›Ulysses‹, dem Ihr Preis gilt, immerhin sehen, was herauskommt, wenn man es einsetzen kann). Ich sag's konkret: ich müßte 50,- DM pro Seite haben, um diesen Einsatz wagen zu können, und auch dann käme ich nicht einmal aufs Monatsgehalt eines Oberstudi-

enrats. Was tun? Siegfried Unseld (der mir für die Ulysses-Seite sogar fast 60,- DM gezahlt hat: Gott gebe ihm langes Leben!) hat kürzlich den Vorschlag gemacht, daß unsere Übersetzungen doch von den Regierungen der Länder, deren Sprachwerke wir vermitteln, bezuschußt werden sollten: – das hat mir sehr gefallen, und ich habe einen feierlichen Moment lang bei der Vorstellung verhalten, daß ich mein Honorar dann künftig vom Präsidenten der Vereinigten Staaten beziehen würde. Aber ich weiß nicht, – ich habe kürzlich sein Antlitz gesehen, und da bin ich doch eher skeptisch geworden. Was also tun? Sie wollen sich lieber abwenden, längst schon, von soviel Schrulligkeit, und ich folge Ihnen für ein Weilchen: – wenden wir uns ersatzweise dem zweiten schrulligen Beruf zu, den Sie in mir geehrt haben und für den ich hier spreche, dem zweiten Beruf, auf den sich die Gesellschaft soviel zugute hält und dem sie zugleich so wenig zugute hält: sprechen wir von der Situation der Schriftsteller, denen diese Gesellschaft dreinredet wie sonst nur ihren Angestellten und die sie (weil das zu sein ja auch wahrhaftig keine Ehre ist) so wenig ehrt wie ihre Angestellten und die sie nicht nur schlechter als ihre Angestellten bezahlt, sondern überhaupt nicht. Es ist ja bekannt, daß ich das Übersetzen seinerzeit begonnen habe, um mir auf solche leidlich würdige, nicht zu sachfremde Weise die Zeit für eigene Bücher zu finanzieren: – daß dies in ausreichendem Maß gelingen könnte, war, nebenbei, die einzige Illusion, die ich mir in meinem bisherigen Leben geleistet habe. Wie die Zukunft dieser Illusion aussehen wird, weiß ich nicht; ich weiß nur, wie ihre Gegenwart aussieht, und möchte sie Ihnen beschreiben.

Sprechen wir denn – in diesen geistfernen Zeiten, in denen wir folglich vom Geld sprechen müssen – folglich von ›der Gesellschaft‹: – was hat sie mit uns und unseren Büchern zu schaffen? Diese Gesellschaft, in der auf einen Künstler tausend Kaufmänner kommen und tausendmaltausend Kurzwaren auf ein Kunstwerk, was könnte sie, in deren Farce Majeure wir uns so minderheitlich ausnehmen wie die Maus in der Kirche, wohl unnatürlich daran finden, daß wir auch deren Sozialstatus haben? Sicher, wir sind mit ihr befaßt, weil wir von ihr betroffen sind: wir schreiben sie ab und auf; sie kommt in unseren Kunstwerken so zwangsläufig vor wie Pontius im Credo; und vielleicht schaut sie ja bloß deswegen immer noch hinein, obwohl sie doch soviel Besseres vorhat und dieses Vorkommen sie, so wie sie beschaffen ist, ja schwerlich begeistern dürfte. Denn wir finden sie nicht begeisternd; wir – aber das sage ich nun doch ganz privat, weil's schneller geht: *ich mag sie nicht*. Als Mitmensch komme ich mit ihr zurecht: ihre Nöte beschäftigen mein Mitgefühl; aber als Mitdenkender nehme ich nicht an ihr teil: was sie verzückt, ödet mich an wie der Herr von Hassel den Schah; was sie nicht weiß, das macht mich heiß; wir sind geschiedene Leute. Aber ich will hier nun gar nicht gegen die Geistferne des Schieber- und Schaberlebens pathetisch werden, gar nicht gegen diese ganze Zeitgenossenschaft, die ihr bißchen Lebensraum als Umschlagplatz für Waren betrachtet und denn auch, im allgemeinen, das sittliche Niveau eines Güterbahnhofs hat, – gar nicht gegen den ganzen so vergnügt nicht-philosophischen Materialismus, – es sei denn mit dem kurzen Satz, den Nietzsche gegen das Christentum vorbrachte: seine Anhänger müßten

mir getrösteter aussehen. Ich will nur gern wissen, wieso diese trostlose Gesellschaft, mit der wir doch schlichtweg gar nichts gemein haben, nicht einfach von uns abrückt wie wir von ihr, wieso sie dauernd mit uns zu tun haben will und sich Rechte gegen uns herausnimmt, denen ersichtlich von keiner Pflicht die Waage gehalten wird. Denn sie redet uns ja, wie gesagt, dauernd drein; sie greift in unsere Arbeit ein wie in kein anderes Privatleben sonst und wie in schon gar kein Berufsleben sonst; sie schreibt uns vor, wie wir's machen sollen, und kreidet uns an, was wir nicht so gemacht haben; es ist imgrunde nicht zu singen und zu sagen. Man hat gerade in diesem privatesten Beruf, der – was immer er ist – vom Finanzamt wenigstens ›frei‹ genannt wird, das widerliche Gefühl, von lauter Vorgesetzten umgeben zu sein: nicht nur die Kritiker gebärden sich in der Regel, als seien sie zwar auch unserm Publikum, aber vor allem uns selber gegenüber weisungsberechtigt; die ganze Gesellschaft führt sich mitunter so auf, als hätte sie uns Aufträge zu erteilen. Da sollen wir »politisch« sein (– und was könnte ich Ihnen nicht über die Gemütsart jener Zeitgenossen erzählen, die dem Verzicht auf IIT-Waren in den lauthals vorgetragenen Einfall ausweichen, daß die Barbarei in Chile durch Gedichte zu beeinträchtigen sei!); da sollen wir gefälligst rasch die Verhältnisse, die nicht so sind, verändern, die Zeitläufte verbessern, den ganzen Weltlauf, und was dergleichen sympathische Aufgaben mehr sind; und wenn uns nebenbei nicht auch noch die Bildungsmissionierung der gesamten Arbeiterschaft zugemutet wird, geistige Sozialhilfe für den Jedermann, dann zumindest doch, daß wir uns in Niveau und Verständlichkeitsgrad dauernd dafür

bereit halten (und so bin ich denn auch kürzlich, in der Hamburger Universität, entsprechend zur Rede gestellt worden: welche »Zielgruppe« ich denn bei der Ulysses-Übersetzung eigentlich im Auge gehabt hätte!). Tun wir's nicht, sind unsere Kunst-Werke zu kompliziert, als daß sie sich dem dunstigen Verständnis zwischen Bildzeitung und Tagesschau erschließen, so sind wir »elitär«, – und das Wort, in dem sich doch bloß die Denkfaulheit kugelt, fliegt uns mit einem Krach an den Kopf, als sollte es exekutiven Zwecken dienen. Ich habe da, bei »Diskussionen«, in letzter Zeit förmlich chaotische Erlebnisse gehabt, bei Rechts und Links und Jung und Alt: nicht zu singen und zu sagen. Elitär: das wäre ja doch das Produktionsbewußtsein der Luxus-Unternehmer viel eher als das unsere: schauen Sie in die Inserate und zählen Sie das Vorkommen des Wortes »exklusiv«: so hat noch nie ein geistiger Mensch von seinen Arbeiten gesprochen. Genießen wir, die nicht-elitär sein sollen, eine Sonderbehandlung? Die Gesellschaft, die jene Aufschwätzer wie das Natürlichste von ihrer Welt behandelt, die Gesellschaft, die ihren Materialismus ja doch spazieren führt wie ein Gütesiegel und die keinen größeren Fetisch kennt als das Privateigentum, diese Gesellschaft nimmt unseren Beruf, der allerdings zu den ganz raren gehört, deren Leistung ohne die Ausbeutung der Arbeitskraft anderer zustande kommt, sogar von ihren höchsten Idealen aus: wir sind praktisch die einzigen, deren privatestes Eigentum kraft Gesetz eines Tages »gemeinfrei« wird, dem man die unbegrenzte Vererbbarkeit abspricht, an dem sich jedermann bereichern kann. Dabei taxieren sie's wie jede ihrer Waren sonst, bloß viel strenger, und wie von selber

fallen Kritikern Warenbegriffe dazu ein – wie dem Hanns-Hermann Kersten, der kürzlich eine Prosaprobe von mir in der ›Zeit‹ als »Handelsklasse B« bezeichnete (nicht näher begründet, aber doch nicht unbegründet: insofern nämlich, als der Ablehnung einer Ware des Diogenes-Verlags die Ablehnung einer Ware des Kersten durch den Diogenes-Verlag vorausgegangen war: für beides, Anlaß wie Reaktion, kann man durchaus Verständnis haben). Und so hat denn auch die gute Hälfte dessen, was mir auf Vortragsreisen zum ›Ulysses‹ gesagt wurde, in Beschwerden über seinen Hohen Preis bestanden. Ich bin nun zwar gar nicht am Absatz beteiligt und insofern die falsche Adresse; – aber welche Frechheit, dem Verleger, der in eine unsichere Sache des Geistes, die Joyce-Ausgabe, eine halbe Million investierte, die Kalkulation vorzurechnen! Da ist denn die Warenidentität voll hergestellt: das Buch, das sei doch bloß das bißchen Druck + Papier und ein Klacks Lumbeck; – vom Geist ist leider nie die Frage. Wo gibt es das noch sonst? Es wäre ja beim Fabrikanten eines sagenwir [sic!] Nylon-Hemds vielleicht ganz angebracht: das besteht ja wirklich bloß aus Adipinsäurehexamethyldiaminschmelze (ich erfinde das rasch; ich verstehe nichts von Kunstfasern, nur von Kunst; es kann auch was anderes sein): – wo in dieser Gesellschaft wird diesem Fabrikanten ins Gesicht hinein vorgerechnet, daß sein Hemd 3 Mark 20 kosten dürfe und keinen Pfennig mehr? Ich sehe mir die Leute, die mir ihren Lesewillen so vorrechnen wollen und doch nur ihre Geistverachtung in Zahlen fassen, immer genauer anschwimmt nicht in ihrem Ton die Drohung mit, den Geistkonsum überhaupt aufzugeben, wenn er nicht billig genug

sei? Sie wissen auch genau, wie ernst wir das nehmen müssen, weil sie uns ja überdeutlich demonstrieren, wie leicht ihnen die Aufgabe dieser Gewöhnung fiele – und daß sie nicht einmal nennenswerte Entzugserscheinungen zu befürchten hätten. Ohne Hemd kann man sich in der Regel öffentlich nicht sehen lassen; ohne Kopf, in der Regel, schon. Diese Leute, die nichts dabei finden, daß etwa TV-Direktoren (deren Wirken auf Pension zu setzen sicher viel Anlaß sein mag) mit 10.000 Monatsmark in Pension gehen (ich lese viel und darum keine Zeitungen; man hat's mir bloß erzählt; ich glaube es nicht), diese Leute, die es im Bedarfsfall ganz natürlich finden, für eine handtellergroße Dose Kaviar 400,- DM zu zahlen, – wie, diese Leute wollen für ein Werk wie den »Ulysses«, dem sein Autor 7 Jahre Leben geopfert hat und sein Übersetzer 4, für über 1000 Seiten herrlichster Prosa und eine Leselust für Lebenslang, keine 140,- DM anlegen? Tausend hätte es kosten sollen! Sie reden uns drein, und der Whisky, den sie dazu brauchen und dessen leider gleichzeitigen Konsum wir bei Beurteilung ihres Dreinredens auch noch berücksichtigen müssen, kostet am Ende mehr als das Beredete selbst. Was ist da los? Sonderbehandlung – und doch nur Ware unter Waren? Auftrag, Kontrolle, Zensur durch die Öffentlichkeit – und doch ein mieseres wiesagtman Sozialprestige als der letzte Angestellte im Öffentlichen Dienst? Es ist schlechthin schizophren. Diese Warengesellschaft, deren Majorität in die Sprechstunden der Nervenärzte gehört, – hat unsere Arbeit am Ende wirklich nichts anderes mit ihr zu schaffen, als daß sie ihr als Ware zugänglich ist? Sie sehen, ich suche Gründe, weshalb sie sich verpflichtet fühlen könnte, unsere

Misere zu beachten. Es steht, in diesen geistfernen Zeiten, schlecht, mies, schizophren: ich finde keine.

Unsere Misere: – ich beschreibe auch sie, ganz kurz, in konkreten Zahlen. Nehmen wir mein »Wallfahrten«-Buch: ein mittleres Buch mit mittlerem Absatz, zum Gleichnis gut geeignet. Es auf die Welt zu bringen, habe ich volle neun Monate gebraucht, bei 16-Stunden-Tagen, sonntags und alltags, rund 4.300 Stunden also, und wer das darin verarbeitete Material ermißt, wird das für das Minimum eines trainierten Fachmanns halten; mein Lebensverbrauch in diesen 9 Monaten betrug bescheidene 14.000 DM brutto. Das Buch kostet 6,80; mein Honorar beträgt 10 % (– ich sehe meinen Verleger Daniel Keel hier sitzen und will ihm zu Ehren doch rasch festhalten, daß er der einzige mir bekannte TB-Verleger ist, der seinen Autoren 10 % zahlt: Gott gebe ihm langes Leben!). Nach den bisherigen Absatzerfahrungen wird es 8 Jahre dauern, bis die 10.000 Exemplare der Auflage verkauft sind – immer den günstigsten Fall angenommen, den man leider gar nicht annehmen darf: daß der Absatz mit schöner Gleichmäßigkeit weiterliefe. Nach 8 Jahren hätte ich 6.800 DM verdient – anders gesagt, ich müßte über 16 Jahre warten und mein Verleger über 20.000 Exemplare verkaufen, bis ich auch nur die Existenzkosten der Produktionszeit wieder herein hätte. So leben wir alle Tage. Aber daß wir uns selbst im Idealfall mit der Existenzfristung zufrieden geben müßten, ist gar nicht das Hauptproblem; auch nicht, daß man so ja ein Buch ans andere hängen müßte, ohne Zwischenpause, was schlechthin unmöglich ist: wo bliebe, schon beim Übersetzen erwähnt, die Zeit zum Lernen? Denn das Bücherschreiben, das ist ja

Arbeit im Quadrat: man muß, wenn man über Sich und die Welt Bücher schreiben will, heute eine Menge wissen, muß immer wieder in neue Gebiete eindringen, muß pausenlos das Weltgetriebe zur Inspektion holen; es ist des Lernens kein Ende. Von mir hat die Presse ja auch mit Verwunderung berichtet, wie sie mich da bei den verschiedensten Interessen und Tätigkeiten ertappt habe; mich hat nur die Verwunderung dabei verwundert. Es ist ja richtig: es kann durchaus sein, daß ich morgens eine Stunde sitze, um meine Kenntnislücken in Molekular-Biologie um einen Teilstrich zu verringern; daß ich mich mittags mit Akkadisch befasse (was mir doppelt wichtig vorkommt, seit der schon erwähnte Warentester Kersten einen Satz in meiner Prosa als »spät-dadaistische Fingerübung« erkannte, während er doch nur spät-akkadisch war, nämlich ein Zitat aus der altbabylonischen Genesis); daß ich zum Tee in einer Partitur der Wiener Schule lese und zum Abendbrot in Schopenhauers Nachlaß (dem Besten, was an deutscher Literatur in den letzten Jahren erschienen ist): alles brotlose Künste, wem sagen Sie das ! Aber unwichtige, nicht lebens- und berufsnotwendige Künste? Wie blicke ich nicht manchmal zu den Germanisten hinüber, unserer angeheirateten reichen Verwandtschaft, die alles hat, was wir entbehren, sogar ein Forschungsjahr! An sich schon recht, denn andererseits ist es ja auch wieder so, daß in der Regel die Dichter den Germanisten zu forschen geben und selten die Germanisten den Dichtern. Was haben wir, die sie (und andere) ja auch ein bißchen was lehren? Wir haben immer noch unser Hauptproblem: wie bringen wir's fertig, unsere Bücher überhaupt erst einmal zu schreiben, bevor die absurden

16 Jahre Rücklauf der Investition einsetzen? Wie finanzieren wir vor – bei so absurder Tilgungsaussicht? Und nun will ich keine empörten Finger sehen, die sich auf die Verleger richten: *sie* können's, so wie sie in diesen geistfernen Zeiten kalkulieren zu müssen glauben, eben nicht. Können wir's? Ich sage Ihnen sicher nichts Überraschendes, wenn ich mitteile, daß meine Kreditwürdigkeit bei einem durchschnittlichen Monatseinkommen ihre sichere Grenze findet: so oft ich die Bayerische Vereinsbank betrete, welken im Foyer die Rosen. Völlig verständlich: was soll man auch von der Bonität von Leuten halten, die, wenn sie bloß krank werden, binnen Monatsfrist bankrott sind? Sie sehen, worauf meine Klage hinausläuft: keineswegs auf ein Lamento darüber, daß ich nicht so leben kann wie der Simenon in Frankreich. Denn sehn Sie: ich *könnte* ja durchaus auch andere Berufe ausüben, und daß ich meine Lebenskonzeption so und nicht anders verwirkliche, ist ein Vorgang, bei dem der Wille ausnahmsweise so gut wie frei ist. So wenig ich lamentiere, so wenig will ich freilich auch triumphieren: denn ich könnte Ihnen schließlich auch erzählen, wieviel reicher – aber ja! – und glücklicher ich in Gesellschaft der Schönen Künste lebe als der Krämer und Schieber in Gesellschaft seines Krams. Verlassen Sie sich darauf: wer Schöne Künste auf die Welt bringen kann, der *kann* auch eine Puddingfabrik leiten; – das Dilemma liegt nur darin, daß ihm dann die Verbreitung Schönen Puddings als ausreichender Lebenszweck erscheinen müßte. Nein, nicht daß die Künstler arm sind, ist das Problem. Sondern: daß ihre Armut nicht nur ihre Lebensbequemlichkeit verkürzt, *sondern ihre Produktion*, weil sie fürs bloße Existieren immer

mehr Zeit abspalten müssen, zuletzt gar die ganze. Und das wäre nun ein Punkt, an dem ein paar Gedanken nicht schaden könnten. Denn so gleichgültig es dem Staat auch sein kann, wenn eine winzige Minderheit in ihrem freigewählten Beruf wirtschaftlich nicht reüssiert, *nicht* gleichgültig kann es ihm sein, daß das Totum der Kulturproduktion selbst dabei verarmt, daß Möglichkeiten ersticken und Talent vergeht. Und da male ich Ihnen nun keine bloße Schauervision an die Wand, sondern ein Faktum: ich könnte Ihnen Namen nennen, sehr bekannte Namen, Leute von hohem Talent, die dem Druck der Lebensentbehrung einfach nicht mehr standhalten um den Preis der Durchsetzung ihrer Produktion – die resignieren und sich als gesicherte Angestellte an die Medien verkaufen. Das ist dann buchstäblich das Ende: Kunstwerke, meine Damen und Herren, kann man nicht mehr nach Feierabend machen. Müßte das interessieren, die Kleinheit dieses notgedrungenen Schritts zu dem Entschluß, der Gesellschaft der Kulturverbraucher die Kulturproduktion einfach aufzukündigen? Ich wünschte uns, Sie möchten erkennen, daß es ein Schritt vom Erhabenen zum ganz und gar nicht Lächerlichen ist.

Tschto djelatj – Was tun? Ich bin mir natürlich bewußt, daß schon das Zitat dieser Frage die Regierungsräte beunruhigt: – habe ich was Revolutionäres vor? Eigentlich gar nicht – zumal ja jetzt im Herbst sowieso alles besser wird, habe ich doch grad an Tisch' und Wänden gelesen, daß mir dann Freiheit ins Haus steht und Sicherheit und daß schon jetzt vieles bei uns beispielhaft ist. Vieles ja; wer kümmert sich um den kümmerlichen Rest? Ich habe da einmal von einem

Warenhersteller den Rat bekommen, und sogar unberechnet, wir sollten doch Aktien ausgeben, unsere Leser an Risiko und Gewinn unserer Projekte beteiligen. Ein schöner Gedanke; nur fürchte ich, da hörte man im Börsenverein dann auch nur permanent rufen: »Simmel gut beachtet! Knief wieder angezogen!« – und wie die Cherusker und Etrusker der Branche alle heißen. Es geht nicht; höchstens würde die Talfahrt etwas lustiger, weil so viele Leute an unserm Verlust beteiligt wären, und die allgemeine Kunst- und Kulturbaisse ginge ein bißchen deutlicher und allgemeiner ins Auge. Was tun? Auf Mäzene hoffen? Man könnte die Produktenbarone, die vermutlich doch über die Hemdenperspektive hinaus ruhmbedürftig sind, ja einmal an die Ewigkeit erinnern, an das bißchen jedenfalls, das dieser Planet noch vor sich hat und das zu durchdauern die Literatur Chancen bietet: – vom Baron James Rothschild etwa ist heute kaum Bedeutenderes zu melden, als daß er sich von Heinrich Heine erweichen ließ. Ich gebe, ernstes halber, mein Konto an: Bayerische Vereinsbank 373 5 591; ich werde gern alle, die meine nächste Arbeit finanzieren helfen, per Dankadresse in diese nächste Arbeit aufnehmen. Was tun? Spaßeshalber denke ich rasch noch einmal an die Gesellschaft; aber die entfällt: sie kann, was getan werden muß, mit Recht nur erleiden. Blicke ihre Repräsentanz, der Staat. Und da will ich denn, ganz submissiv, immerhin die Gelegenheit ergreifen und den Herrn Bundeskanzler Schmidt, der mich zurzeit regiert (und gern auch weiter regieren möge), ersuchen, sich doch einmal Gedanken machen zu lassen, welche Möglichkeiten, beispielhaft zu werden, in unserm Fall noch offen sind. Ein Blick nach links

oben, nach Holland, könnte Gesichtspunkte erschließen: es gibt da ein Modell. Käme am Ende vielleicht gar eine Art Prytaneion dabei heraus? Es wäre nicht auszudenken. Ich erinnere mich noch, wie kürzlich mein Freund Siegfried Unseld bei Tafel erzählte, daß Brecht seinerzeit bereit gewesen wäre, seine gesamten Rechte gegen eine lebenslange Rente wegzugeben, und daß – wie sich der Erzähler darob über die Maßen verwunderte: – bei solchen Wünschen nicht mehr allgemein gelacht werde, kann ich vielleicht hier schon erreichen. Was weiter? Man könnte, ganz allgemein, für eine Freiwillige Selbstkontrolle der Literatur-Verlage plädieren, für Einschränkung der Buchproduktion überhaupt, fürs wohlbekannte Maßhalten. Denn die Taschenbuchflut hat für die Literatur ja längst zu Ramsch und Ausverkauf geführt, auf Kosten der Autoren, und was da breit wird und nicht stark, ist allemal gepeitschter Quark. Den Kunstwerken werden bloß Leser abgezogen; die Lesekapazität, die ja »endlich« ist wie sogar der Kosmos, wird sozusagen verzettelt; die Anforderung ans einzelne Werk, sich durchzusetzen, ist weiter erhöht. Und da es, dem Geschmack der Nation zufolge (ja, ich sage mal kühn und millionen-umschlingend: der Menschheit), so ist, daß Durchsetzungseignung und Qualität eines Buchs sich geradezu indirekt-proportional verhalten, liegen die Folgen auf der Hand. Aber natürlich ist auch diese Vor-Lösung einer bewußten Geburtenregelung der Buchprodukte absurd und mißlich, da dann, dem Geschmack unserer Verleger und ihrem echtsten Anliegen zufolge, eher doch wieder die Konzeption von Goethes »Pandora« verhütet würde als die der Werke von Ali dem Faustkämpfer. In diesen geist-

fernen Zeiten – ließe sich kämpfen? Per Streik vielleicht, riet mir einmal ein Rechtsanwalt, – aber gegen wen? Gegen die Windmühlenflügel, den Staat, die Gesellschaft? Sie merken es gar nicht, es sei denn, wir hätten sämtliche Medien auf unserer Seite. Die Medien selbst, um sie mehr, viel mehr auf unsere Seite zu bekommen? Auch wenig aussichtsreich: der Bayerische Rundfunk könnte, wenn ich nur halb ein Kenner bin, jede entstehende Sendelücke mit Beliebten Melodien stopfen (wehe! – wo auf dem Erdkreis gibt es noch einmal so ein III. Programm!), ja, und das Fernsehen vermittelt mir immer den Eindruck, als seien die Dichter und Denker ohnehin seit Jahr und Tag im Streik. Blieben: die Verleger, die Mittler zwischen Uns und der Welt. Ich sehe sie gütig lächeln – so gut könnten sie's aushalten: da hätten sie immer noch die unbegrenzten Möglichkeiten von Amerika – und unser Kontinent, das alte, ist sowieso nicht so lukrativ; höchstens die Übersetzer hätten mehr Arbeit, und wenn die auch mit streikten, würden halt einfach die schon enteigneten Autoren nachgedruckt: – es hat keinen Zweck. Wer könnte was tun? Doch – und doch – die Verleger. Sicher, es sind eigenartige Leute, schwierige Leute, und unter der rauhen Schale schlägt oft ein Herz von Granit. Sie müssen ja von Berufs wegen zwei Seelen haben, Janusgesichter, deren eines Auge sich am Geist ergötzt, während das andere, meist das wachere, den Umsatz betrachtet. Sie sind auch in der Regel unvergleichlich viel wohlhabender als wir (und wenn sie's nicht sind, dann kaum aus Idealismus, sondern aus Dusseligkeit); sie genießen sich dessen sogar gelegentlich: – mit welcher Rührung habe ich nicht unlängst in einem Brief meines Freundes Ledig-Rowohlt gelesen, daß er sich

nun am Genfer See »ein Häuschen erobert« habe! Aber warum sollten grad wir ihnen das vorwerfen –, wir brauchen sie ja wie niemanden sonst, sie und ihre Eroberungsgeschicklichkeit; und soviel Geduld wir auch immer wieder mit ihnen haben müssen (wie von selbst fällt dem Joyce-Übersetzer da der Vorgang zwischen Sankt Patrick und der Kröte ein), so mühsam es ist, sie zu begeistern und zugleich zu entgelden, – sie sind ja doch die nächsten Nächsten, die wir haben, und irgendwie könnten wir sie deshalb auch ruhig ein bißchen mehr lieben. Aber sie uns auch. Denn es geht nur gemeinsam: wir müssen uns mit Unsern Freunden den Verlegern, mit allen, die noch mit Literatur zu schaffen haben wollen und nicht nur mit bloßen Drucksachen, an einen Tisch setzen und ihnen gemeinsam eine Grunderkenntnis in die Köpfe bringen. Sie lautet: Das Autorenhonorar hat in der Kalkulation einen neuen Stellenwert zu bekommen – es betrage nicht mehr 10 %, sondern 30 %. Sicher, sie werden zuerst aufschreien, die Verleger, und um Ausdrücke des Grauens nicht verlegen sein; wir fühlen gern mit ihnen, wie sie ja auch jederzeit mit uns. Aber wenn sich das gelegt hat und sie wieder in der Verfassung sind, Markt- und Marktrechnungen durchzuführen, sieht die Sache gleich anders aus. Nämlich so: die Buchpreise werden sich (vorerst) etwa verdoppeln; die Auflagen werden kleiner werden, aber ertragreicher; die Buchproduktion wird schrumpfen, – lauter Schöne Aussichten. Die Tendenz dazu ist ja überall, wenn auch feig oder ohnmächtig, schon da: die Paperbacks etwa sind ja bloß verteuerte Taschenbücher, und bei der Wissenschaftsliteratur, wo der Urheberersatz in der Praxis schon 30 % beträgt (und nicht nur bei Editio-

nen und Lexika), ist vieles beispielhaft. Schauen wir auch zum Kunstmarkt hinüber: wie wird denn Graphik kalkuliert? Etwa auch Druck + Papier mal 5 – und 10 % für den Schöpfer? Die müßten wir allein schon für die Bedienung kriegen. Nein, werden wir so elitär, wie man's uns nachsagt, und sehen wir gelassen der Möglichkeit ins Auge, daß uns Leute als Preistreiber verschreien, die allesamt mehr verdienen als wir. Denn »die Gesellschaft« wird natürlich (zuerst) auch mit aufschreien: Was, so ein Buch, an dem der Hungerleider da bloß ein Jahr gearbeitet hat, soll mehr kosten als ein Hotelfrühstück? Ich habe mich schon über sie geäußert. Und ich sage es gleich: mein Buch »Herzgewächse«, von dem in der Presse schon die Rede war, wird sie, die Gesellschaft, den Preis eines billigen Staubsaugers kosten (und trotzdem länger halten als der) – oder sie wird's überhaupt nie zu sehen bekommen. Ihr nicht die Kultur, aber den *Besitz* der Kultur ein bißchen zu erschweren: – ich schlage es nicht aus Bosheit vor und auch gar nicht aus Rachsucht; halte es nur für das letzte noch mögliche Experiment, um den barbarischen Bedingungen, unter denen Künstler – von allem Sozialfortschritt unberührt – immer noch arbeiten müssen, wenigstens einen kleinen Schritt weit zu entkommen. Das sei selber unsozial, treffe die Kleinen, die Armen? Nicht doch: wer lesen will, betrete unsere herrlich bestückten Bibliotheken, wo es, notfalls über den auswärtigen Leihverkehr, schlechthin *alles* gibt und gratis (und die dann, dem Börsenverein zum Trotz, endlich auch vollen Buchhandelsrabatt zu bekommen hätten; das brauchten die Verleger bloß gemeinsam zu beschließen: *factum est*); wer *kaufen* will, der zahle. Wir wollen hier